

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Kristeva, Julia
Geschichten von der Liebe

Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4989
978-3-518-46989-7

ACADÉMIE DE BERLIN
Suhrkamp

B FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Geschichten von der Liebe* von Julia Kristeva ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

»Als Psychoanalytikerin«, schreibt Julia Kristeva in *Geschichten von der Liebe*, »weiß man, dass alle Geschichten letztlich von Liebe reden. Die Klage jener, die in meiner Gegenwart stammelnd erzählen, rührt stets von einem Mangel an Liebe – sei es in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, sei es ein wirklicher oder ein imaginärer Mangel. Unsere Gesellschaft verfügt über keinen Liebeskode mehr. Wir sind gezwungen, in jeder privaten, intimen Erzählung die Spuren jenes Leidens zu entziffern. Als Idealisierung, als Erschütterung, als Übersteigerung, Leidenschaft, Bedürfnis nach Vereinigung und Unsterblichkeit bildet die Liebe die Figuration unlösbarer Widersprüche, ist sie das Laboratorium unseres Schicksals.«

Indem sie in den Geschichten von die Liebe auf die großen künstlerischen Werke blickt, widmet sich Kristeva diesem zeitlosen Phänomen und lässt all seine Facetten schimmern. Denn sie alle verleihen dem einen, unsterblichen Gefühl Ausdruck, das den sozialen, gesellschaftlichen, kulturellen Kontext jeder Epoche überdauert.

Kristevas analytisches Werk ist angereichert mit ihren persönlichen Erfahrungen. Gedanken und Ideen werden virtuos miteinander verwoben. Sie verdeutlicht, dass das Ziel einer Untersuchung nicht darin besteht, eine Wahrheit im betrachteten Gegenstand zu finden, sondern dessen dynamische Wiedergeburt durch die Sprache.

JULIA KRISTEVA wurde am 24. Juni 1941 in Sliwen, Bulgarien geboren. Seit 1965 lebt sie in Paris als Literaturtheoretikerin und Schriftstellerin. Mit ihren Veröffentlichungen im Bereich der Semiotik und ihrem Mitwirken an der avantgardistischen Literaturzeitschrift *Tel Quel* prägte sie maßgeblich den Poststrukturalismus auf erhebliche Weise. Beeinflusst wurde ihr bisheriges Werk von der Freudschen und Lacanschen Psychoanalyse, dem russischen Formalismus sowie dem Hegelianismus. Zudem verband sie eine tiefe Freundschaft mit Roland Barthes. Zahlreiche Universitäten ernannten Kristeva bereits zum Ehrendoktor, darunter die Universität Harvard.

**JULIA
KRISTEVA**

Geschichten
von der
Liebe

Aus dem Französischen
von Dieter Hornig

SUHRKAMP

Inhalt

Lob der Liebe	9
---------------------	---

I

Freud und die Liebe: Das Unbehagen in der Kur	26
---	----

II

Manischer Eros, sublimer Eros: Über die männliche Sexualität	61
Ein heiliger Wahn: Er und sie.....	85

III

Narziß: Die neue Dementia	102
Unsere Religion: Der Schein	120

IV

Gott ist Agape.....	134
Ego affectus est.....	145
Ratio diligendi oder Der Triumph des Eigenen	165

V

Don Juan oder Die Liebe zum Können	183
Romeo und Julia: Das Paar der Haßliebe.....	201
Stabat Mater.....	226

VI

Liebesleid: Das Feld der Metapher.....	256
Die Troubadours: Vom »großen höfischen Lied« zur allegorischen Erzählung.....	269
Reines Schweigen: Die Vollkommenheit der Jeanne Guyon .	284
Baudelaire oder Über Unendlichkeit, Duft und Punk.....	304
Stendhal und die Politik des Blicks	327
Die Sonne Bataille oder Der schuldige Text	351
Liebeshungrige Außerirdische.....	358
<i>Anmerkungen</i>	370

Stand still, and I will read to thee
A Lecture, Love, in loves philosophy

John Donne,
A Lecture upon the Shadow

Lob der Liebe

Soweit ich mich auch zurückerinnere, es fällt mir schwer, von meiner Liebe zu sprechen. Die Erregung jenseits der Erotik, die darin anklingt, ist grenzenloses Glück so gut wie reines Leid: Beides bringt die Wörter zum Glühen. Die unmögliche, unangemessene, unmittelbar anspielende und sich jeder gewollten Direktheit entziehende Sprache der Liebe setzt Metaphern frei: Sie ist Literatur. Singular wie sie ist, lasse ich sie nur in der ersten Person gelten. Dennoch werde ich Ihnen hier eine Art Liebesphilosophie unterbreiten. Denn was ist die Psychoanalyse anderes als eine endlose Suche nach Wiedergeburten vermittelt der Liebeserfahrung, die immer wieder gemacht wird, um verschoben, wieder aufgenommen und, wenn schon nicht abreagiert, so doch gesammelt und eingesenkt zu werden in das künftige Leben des Analysanden als verheißungsvolle Voraussetzung für seine ständige Erneuerung, seinen Nicht-Tod?

Ich gestehe, daß das besondere Schicksal meiner Liebesbeziehungen (sollte ich sagen: meiner eigenen, hinter einer Maske der Wachsamkeit versteckten Verwundbarkeit?) die Unzulänglichkeit meines Diskurses über die Liebeserfahrung, dieses Geflecht aus Sexualität und Idealen, noch verstärkt. Und mich der lyrischen Beschwörung oder psycho-pornographischen Beschreibung die einigermaßen historische Sprache des Nachträglichen vorziehen läßt. Sammelt sich darin auch das (Liebes-)Schweigen des Analytikers?

Diese Bemerkungen sind nicht bloß als Vorsichtsmaßnahme zu verstehen, als Rückzug oder Angst vor dem Feuer. Ist das Gefühl, in der Liebe notwendig Wünsche und Sehnsüchte verausgabt, wenn nicht geopfert zu haben, nicht tatsächlich der Preis, mit dem wir die Gewalt unserer Leidenschaften über den anderen bezahlen müssen? Die Liebe, diese Entfesselung, deren Absolutheit bis zum Verbrechen am Geliebten gehen kann und die denn auch als *wahnsinnig* apostrophiert wird, verträgt sich aber durchaus mit einem scharfen, überreichen, klaren Verstand, den sie allerdings als einzige vorübergehend ausschalten kann. Als Hymne auf die totale Hingabe an den anderen ist eine solche Liebe auch und fast genauso nachdrücklich eine Hymne auf die narzißtische Macht, der ich sogar *ihn*, sogar *mich* opfern kann.

Daß die Liebe ein Schmelzriegel aus Widersprüchen und Doppeldeutigkeiten ist, Unendlichkeit und Untergang des Sinns zugleich, betone ich deshalb, weil sie mir als solche erlaubt, nicht unter dem Wust von Verstellungen und Bloßstellungen zu ersticken, den uns die Neurose in der Gruppe oder zu zweit bietet. Als solche behalte ich sie auch im Ohr, um bei den Sorgen und Nöten meiner Analysanden nicht einzuschlummern, um, im Gegenteil, bei ihnen ein Todesrisiko, ein Lebensrisiko zum Ausbruch zu bringen. Als solche tritt sie im Umherschweifen der metaphorischen Konnotation hervor. Denn in der Verzückung der Liebe gehen die eigenen Identitäten verloren, und gleichzeitig verschwimmt die Präzision der Referenz und des Sinns des Liebesdiskurses (dessen *Fragmente* Roland Barthes so elegant geschrieben hat!). Meinen wir dasselbe, wenn wir von der Liebe sprechen? Und was meinen wir? Die Liebe als Prüfung ist ein Prüfstein der Sprache: ihrer Eindeutigkeit, ihres referentiellen und kommunikativen Vermögens.

Ein Schmerz, ein Wort, ein Brief

Liebesschock, Liebeswahn, unermessliche Liebe, Liebesglut . . .

Der Versuch, darüber zu sprechen, erscheint mir nicht minder strapaziös und köstlich berauschend als das Erleben, wenn auch auf andere Weise. Lächerlich? Eher verrückt. Das Wagnis eines Liebesdiskurses, eines Diskurses der Liebe, entspringt doch wohl vor allem der Unbestimmtheit des Objekts. Worüber wird eigentlich gesprochen?

Ich erinnere mich an eine Diskussion unter uns Mädchen. Das junge Mädchen, die verliebte Person par excellence – das Klischee der verführerischen Verführerin, die Lust, Verlangen und Ideale in jene Glut einbringt, die es voll Leidenschaft »Liebe« nennt – bleibt trotz allem eines der nachdrücklichsten Indizien für Wahrheit und Ewigkeit. Es ging darum, ob wir dasselbe meinten, wenn wir von Liebe sprachen. Wovon? Enthüllten wir unseren Liebhabern, wenn wir uns als verliebt bezeichneten, den wahren Gehalt unserer Leidenschaften? Nicht unbedingt; denn wenn diese sich ihrerseits als in uns verliebt bekannten, wußten wir nie mit Sicherheit, was genau das für sie bedeutete.

Hinter der Naivität dieses Frage- und Antwortspiels steckt

möglicherweise eine metaphysische – oder zumindest sprachliche – Tiefe. Über die Enthüllung eines weiteren trennenden Abgrunds zwischen den Geschlechtern hinaus suggeriert dieses Fragen, daß die Liebe schlechthin vereinzelt, weil nicht mitteilbar wäre. Als würde das Individuum gerade in dem Augenblick, in dem es sich als zutiefst wahrhaftig erfährt, als machtvoll subjektiv und doch auch im höchsten Maße ethisch, weil für den anderen zu allem bereit, auch das Einengende seiner eigenen Lage und die Ohnmacht seiner Sprache entdecken. Sind zwei Lieben nicht wesentlich individuell und damit nicht vergleichbar, die Liebenden damit nicht auch dazu verdammt, erst im Unendlichen zueinander zu finden? Es sei denn, sie kommunizierten über einen Dritten: ein Ideal, Gott, die sakralisierte Gruppe . . . Doch das ist eine andere Geschichte, unsere glaubensfreie Adoleszenz aber erschütterte die Körper und machte um Ideologien, um Theologien einen weiten Bogen . . . Sollte das Sprechen über die Liebe am Ende eine bloße Verdichtung der Sprache sein, die beim Empfänger lediglich dessen eigene metaphorische Fähigkeiten stimuliert – eine unkontrollierbare, unentscheidbare imaginäre Flut, deren Geheimnis unwissentlich der Geliebte allein besitzt . . . ? Was versteht er von dem, was ich sage? Was ich von dem, was er sagt? *Alles* – wie *wir alle* in den Momenten unserer ebenso vollständigen wie unsagbaren Verschmelzungsapothosen glauben möchten? Oder *nichts* – wie *ich* denke, wie *er* bei der erstbesten Verletzung erklären kann, die unsere verwundbaren Spiegelkabinette durcheinanderbringt . . . ?

Taumel der Identität, Taumel der Wörter: für das Individuum ist die Liebe jene plötzliche Umwälzung, jener irreparable Kataklysmus, von dem man nur *nachträglich* spricht. Währenddessen spricht man nicht *von* . . . Man hat nur den Eindruck, endlich zum erstenmal wirklich zu sprechen. Aber um wirklich etwas zu sagen? Nicht unbedingt. Wenn ja, was eigentlich? Selbst der Liebesbrief, dieser unschuldig-perverse Versuch, die Wellen zu glätten oder aufzuwühlen, ist zu sehr in das unmittelbare Feuer eingetaucht, spricht nur von »mir« oder von »dir«, oder gar von einem der Alchimie der Identifizierungen entsprungenen »wir«, aber nicht von dem, was sich tatsächlich *zwischen* dem einen und dem anderen abspielt. Spricht nicht von jenem Zustand der Krise, des Zusammenbruchs, des Wahns, der alle Schranken der Vernunft mitzureißen vermag, wie er auch, der Dynamik des wachsenden,

lebenden Organismus gleich, einen Irrtum in Erneuerung verwandeln, einen Körper, eine Mentalität, ein Leben von neuem gestalten, hervorbringen und erwecken kann. Sogar zwei.

Wenn man allerdings, im Gegensatz zu unseren ungläubigen verliebten Jugendlichen und ungeachtet der Nichtvergleichbarkeit des jeweils von den Protagonisten eingebrachten Affekts und Sinns, einräumt, daß von *einer* Liebe, von *der* Liebe, gesprochen werden kann, dann muß man auch einräumen, daß die Liebe, so belebend sie auch wirken mag, uns nie erfüllt, ohne uns zu verbrennen. Über sie zu sprechen, und sei es auch nachträglich, ist wahrscheinlich nur von dieser Wunde aus möglich. Dieses stechende Gefühl von Schwäche und Ohnmacht, das auf die ungeheure Vergrößerung des liebenden Ichs folgt, welches in seinem Stolz nicht minder verstiegen ist wie in seiner Demut, liegt am Grund dieser Erfahrung. Narzißtische Kränkung? Konfrontation mit der Kastration? Tod des Selbst? – Die Wörter sind brutal, mit denen wir uns diesem Zustand lebhafter Sprödigkeit und heiterer Kraft zu nähern suchen, der aus den Fluten der Liebe auftaucht oder von ihnen zurückgelassen wird, aber unter dem Anschein wiedererlangter Souveränität immer einen ebenso seelischen wie körperlichen Schmerz verbirgt. Dieser empfindliche Punkt zeigt mir an – durch die Bedrohung und die Lust, die er mir bereithält, bevor ich mich, gewiß vorläufig, auf die Erwartung einer derzeit als unmöglich erachteten Liebe zurückziehe –, daß »ich« in der Liebe ein *anderer* war. Diese Formulierung, die uns zur Poesie oder zur Wahnvorstellung führt, suggeriert einen Zustand der Labilität, in dem das Individuum seine Unteilbarkeit aufgibt und bereit ist, sich im anderen, für den anderen zu verlieren. In der Liebe wird dieses ansonsten tragische Wagnis zugelassen, normalisiert und so weit wie möglich seines beunruhigenden Charakters entkleidet.

Der gleichwohl zurückbleibende Schmerz ist Zeuge dieses wahrlich wundersamen Abenteuers, nämlich in der Lage gewesen zu sein, für, durch und im Hinblick auf einen anderen zu leben. Träumt man von einer glücklichen, harmonischen, utopischen Gesellschaft, stellt man sie sich auf die Liebe gegründet vor, da diese mich gleichzeitig über mich selbst erhebt und übersteigt. Allerdings ist die leidenschaftliche Liebe alles andere denn Eintracht, wie sie auch weniger dem ruhigen Schlummer der in sich versöhnten Zivilisationen entspricht als vielmehr ihrem Wahn, ihrer Ent-

zweigung, ihrem Zerbrechen. Eine gefährliche Gratwanderung, bei der Tod und Regenerierung um die Vorherrschaft ringen.

Wir haben die Kraft und die relative Sicherheit verloren, welche die alten moralischen Codes unserer Liebe durch Verbot und Grenzziehung gewährleisteten. Im grellen Licht der gynäkologischen Operationssäle und Fernsehschirme haben wir die Liebe ins Uneingestehbare abgedrängt, zugunsten der Lust, des Wunsches, wenn nicht gar der Revolution, der Evolution, der Planung, der gesellschaftlichen Steuerung, also der Politik. Bis wir unter den Trümmern dieser höchst ehrgeizigen, oft maßlosen und mitunter großzügigen ideologischen Konstruktionen entdeckten, daß sie überzogene oder schüchterne Versuche zur Stillung eines Hungers nach Liebe waren. Dies anzuerkennen ist keine bescheidene Kehrtwendung, sondern – wer weiß? – das Eingeständnis eines ungeheuren Anspruchs. Die Liebe ist die Zeit und der Raum, in denen sich das »Ich« das Recht nimmt, außergewöhnlich zu sein. Souverän und dabei nicht einmal Individuum. Teilbar, verloren, vernichtet; aber durch die imaginäre Verschmelzung mit dem Geliebten auch den endlosen Räumen einer übermenschlichen Psyche gleich. Paranoid? In der Liebe bin ich am Gipfel der Subjektivität.

Zusätzlich zum Begehren, dem Diesseits oder Jenseits der Lust, weicht die Liebe ihnen aus oder verlagert sie, um mich in die Dimensionen des Universums zu erheben. Welches? Unseres, meines und seines in einem, vergrößert. In einen gedehnten und endlosen Raum, in dem ich aus meinen Unzulänglichkeiten heraus und mit Hilfe des Geliebten eine unmögliche und dennoch durchgehaltene ideale Vision beschwöre. Meine? Seine? Unsere?

Die Figuren im einzelnen aufzählen? Das haben andere, geschicktere Stilisten besorgt. Sie haben einen Weg freigelegt, den man nur einschlagen kann, indem man ihn verlagert, da jede einzelne Figur singular ist . . .

Die *Erwartung* macht mir meine Unvollständigkeit, von der ich *vorher* nicht wußte, schmerzhaft deutlich. Denn jetzt, in der Erwartung, vereinen sich »vorher« und »nachher« zu einem schrecklichen Niemals. Die Liebe, der Geliebte löschen die Zeitrechnung aus . . . Der *Ruf*, sein Rufen überfluten mich und mischen darin die Erschütterungen meines Körpers (was man Emotionen nennt) mit einem wirbelnden Denken, das ebenso vage, geschmeidig, durchdringend und nachvollziehend ist wie aufmerksam, wach und hell

in seinem Drang . . . auf welches Ziel zu? Auf ein Schicksal, unerbittlich und blind wie eine biologische Programmierung, wie der Weg der Gattung. . . Ein fassungsloser Körper, der in all seinen Gliedern köstlich abwesend bleibt – eine zitternde Stimme, ein trockener Gaumen, lichtverschwommene Augen, rosige oder feuchte Haut, ein pochendes Herz. . . Sind die Symptome der Liebe etwa die Symptome der Angst? Angstlust, nicht mehr eingeschränkt, gehemmt zu sein, sich über alles hinwegzusetzen. Furcht, nicht nur über Schicklichkeiten, sondern auch über Tabus hinwegzugehen; aber auch, aber vor allem Angst und Wunsch, die Grenzen des Selbst zu überschreiten. . . Die *Begegnung*, die Lust und Verheißung oder Hoffnungen vermengt, bleibt dann in einer gleichsam vollendeten Zukunft. Sie ist die Nicht-Zeit der Liebe, die mich als Augenblick und Ewigkeit, Vergangenheit und Zukunft, abreagierte Gegenwart ausfüllt, aufhebt und dennoch unerfüllt läßt. . . Auf morgen, auf immer, ewig wie zuvor, so wie es gewesen ist, wie es gewesen sein wird, dein. . . Permanenz des Wunsches oder der Enttäuschung?

Die Liebe ist im Grunde ein Schmerz, ein Wort oder ein Brief.

Wir erfinden sie jedesmal neu, mit jedem zwangsläufig einmaligen Geliebten, in jedem Augenblick, Ort, Alter. . . Oder ein für allemal.

Die Wonnen und Qualen dieser Freiheit verschärfen sich heute durch die Tatsache, daß wir über keine Liebescodes verfügen: über keine stabilen Spiegel für die Liebe in einer Epoche, innerhalb einer Gruppe, einer Klasse. Die Couch des Analytikers ist der einzige Ort, an dem der Gesellschaftsvertrag ausdrücklich eine – freilich private – Suche nach Liebe gestattet.

Narzißmus und Idealisierung

Die Liebe, die im Begehren und in der Lust wurzelt, in der Wirklichkeit jedoch von beiden absehen und sie nur symbolisch oder imaginär entfachen kann, herrscht, wer wollte es bestreiten, im Zwischenreich von *Narzißmus* und *Idealisierung*. Seine Majestät das Ich projiziert und glorifiziert sich oder zersplittert und geht unter, wenn es sich in einem idealisierten Anderen betrachtet: der erhaben ist, unvergleichlich, ebenso (meiner?) würdig, wie ich sei-

ner unwürdig sein kann, und dennoch für unsere unteilbare Vereinigung geschaffen. Alle Liebesdiskurse handelten vom Narzißmus und begründeten sich als Codes von positiven, idealen Werten. Über die Sünde und die dämonischen Figuren hinweg laden uns Theologien und Literaturen dazu ein, in der Liebe unser eigenes Territorium auszumachen, uns als *eigen* zu errichten, um uns in einem erhabenen Anderen, der Metapher oder Metonymie des souveränen Guts, aufzuheben. Weil es uns, die wir von so vielen Abscheulichkeiten, so vielen Abjektionen*, überhäuft sind, heute an *Eigenheit* mangelt und sich die Stufen, die den Aufstieg zum Guten ermöglichten, als zweifelhaft erwiesen haben, stehen wir vor Liebeskrisen. Sagen wir es offen: vor Liebesmängeln. In Gegenden jedoch, in denen sich eine neue Karte der Eigenheit ohne Eigentum abzeichnet, dort, wo neue, ewig provisorische und doch im gegenwärtigen Augenblick unbestreitbare Idealisierungen uns in ihren Bann schlagen, dort werden wir neue Liebescodes erhalten. Von ihnen ist auf der Couch die Rede, nach ihnen suchen Randgruppen als Dissidenten der offiziellen Moral – Kinder, Frauen, das gleiche Geschlecht und schließlich (am skandalösesten, weil gänzlich unerwartet) die heterosexuellen Paare. Bevor man merkt, daß die Vielfalt der Geschichte, der Geschichten, hartnäckige und permanente Bestrebungen verbirgt. Universale? Jedenfalls abendländische, denn in diesen Grenzen wird sich unsere Reise halten.

Liebe als Köder, Übertragungs liebe

Die Liebeserfahrung verknüpft unauflöslich das *Symbolische* (das Verbotene, Unterscheidbare, Denkbare), das *Imaginäre* (was sich

* Der Begriff des Abjekts und der Abjektion wird von Julia Kristeva in *Pouvoirs de l'horreur. Essai sur l'abjection*, Paris 1980, theoretisch entwickelt. »Abjection« bedeutet im Französischen soviel wie Verworfenheit, Abscheulichkeit, Schande (vgl. lat. »abicio«, ab-, weg-, hinwerfen, erniedrigen; »abiectus«, gemein, niedrig, verächtlich). Die theoretische Entfaltung des Begriffs bei J. Kristeva ließe sich folgendermaßen zusammenfassen: Das Abjekt ist das ursprünglich Verworfenene, das noch keinen Objektcharakter besitzt; ein Pseudo-Objekt, das vor der Urverdrängung entsteht, aber erst zutage tritt, wenn diese aufbricht. Das Abjekt ist gleichsam das »Objekt« der Urverdrängung und eine Vorbedingung für den Narzißmus. Wir behalten diesen Terminus im Deutschen bei und übersetzen ihn nur dann mit »abscheulich«, wenn der theoretische Hintergrund im Kontext präsent ist (A. d. Ü.).

das Ich vorstellt, um daran sich zu stärken und zu wachsen) und das *Reale* (jenes Unmögliche, wo die Affekte nach allem streben und keiner da ist, um die Tatsache zu berücksichtigen, daß *ich* nur ein Teil bin). In diesen engen Knoten eingeschnürt, verflüchtigt sich die Realität: Ich lasse sie außer acht und verweise sie, wenn ich daran denke, auf eines der drei anderen Register. Das heißt, in der Liebe täusche ich mich ständig über die Realität. Möglicherweise ist die Täuschung, vom Irrtum bis zur Halluzination, deckungsgleich mit meinem Diskurs, mit Sicherheit aber ist sie es mit meinen Leidenschaften: Die Täuschung – als Voraussetzung des Lusterlebens?

Alle Philosophien des Denkens, die von Platon bis Descartes, Hegel und Kant der Liebeserfahrung einen Zugriff auf die Realität zu sichern suchen, tilgen aus ihr das Verstörende und reduzieren sie auf eine vom höchsten Gut oder vom absoluten Geist angezogene initiatorische Reise. Allein die Theologie, und auch sie nur in ihren mystischen Ausschweifungen, läßt sich vom Hohelied bis zu Bernhard von Clairvaux und bis zu Abälard in die Falle des heiligen Liebeswahns locken . . .

Als erster unter den Modernen verfiel der Nachromantiker Sigmund Freud auf den Gedanken, aus der Liebe eine Kur zu machen. Geradewegs auf die Verwirrung zuzuhalten, die die Liebe beim sprechenden Wesen (weniger induziert als vielmehr) freilegt mit ihrem Gefolge an Irrtümern, Ködern und Halluzinationen bis hin zu den körperlichen Schmerzen. In der Hoffnung, die Dinge wieder ins rechte Lot zu bringen, was heißt: die Realität wieder zu verankern, vielleicht nicht die ganze, aber immerhin . . . In diesem Spiel mit dem Liebesfeuer muß man zwei Hebel festhalten, die die Übertragungsanalyse rehabilitiert, vom Schuldgefühl befreit, aber auch besänftigt (manche sagen: zerstört).

Zunächst geht es in der Analyse darum, dem Geschlecht zu seinem Recht zu verhelfen. In der Angst, im Symptom oder in der Halluzination spürt die Interpretation den verdrängten Teil des Wunsches oder des sexuellen Traumas auf. Indem sie ihn ins Bewußtsein hebt, nimmt sie dem Subjekt einen Teil seiner Phantasmen, um es auf einen Teil Realität hinzuweisen. Die Realität ist das Geschlecht: Hier setzt Freud an, und so reduktionistisch dieser Minimalismus auch erscheinen mag, er bleibt doch die einzige Gewähr für das Entwirren des Durcheinanders an Realem-Symbolischem-Imaginärem, das zu Klagen und Wahn führt, wenn

nicht ganz einfach zum Okkultismus. Ausgehend von Ihrem solchermaßen anerkannten Wunsch steht es Ihnen frei, Ihre Wirklichkeit als mehr oder weniger brüchige Einfassung Ihres Liebeslebens zu konstruieren.

Zum anderen und gleichzeitig zieht der Analytiker unabsichtlich(?) durch das bloße Adressieren des Sprechens eher an sein Ohr denn an sein Auge die Blitze der »Übertragungsliebe« auf sich. Deren Besonderheit, nämlich für ein »mutmaßlich wissendes Subjekt« (Lacan) bestimmt zu sein, bedingt keineswegs, daß sie sich von der Liebe schlechthin unterscheidet. Denn die Liebe enthält vermutlich immer eine Liebe zur Macht. Gerade deshalb ist die Übertragungsliebe der Königsweg zum Zustand der Verliebtheit; durch die Liebe, welche auch immer, streifen wir an die Souveränität.

Man muß damit rechnen, und Freud weist relativ früh darauf hin², daß dieses Sichverlieben nicht auf Distanz bleibt, wie vom analytischen Arrangement gewünscht, und die zwei Körper nicht blicklos einander zuhören und sprechen, mit Händen und Füßen an Sessel und Couch gebunden. Wenn aber *eine* – Freud nimmt lieber an, es wäre eine Analysandin – sich tatsächlich als in ihren Analytiker verliebt erklärt, dann befinden wir uns am Gipfel der Liebesleidenschaft, und eigentlich müßte jede tiefere Analyse, zumindest in einem Moment ihres Verlaufs, dorthin führen. Die Realität verschwimmt: Die Patientin will nicht wissen, daß ihr Arzt nur Arzt ist und überdies »nicht frei«; das Verbot verflüchtigt sich; der Affekt triumphiert. Die Phantasie ist alles andere als überströmend, wie man anfangs hätte glauben können, sondern tritt auf der Stelle, und die Patientin kann sich buchstäblich kein anderes Objekt vorstellen als das vorhandene, aufgeschlossene und zuhörende.³ Jeder Zustand der Verliebtheit kennt mehr oder weniger diese Dynamik. Das teuflische Arrangement des Wiener Doktors hat den Vorteil, sie zu induzieren und ihr gleichzeitig als Schlüssel zu dienen. »Aber nein«, sagt er ihr im Grunde, nachdem er das Eintauchen in die Liebe gefördert hat, »Sie lieben nicht (nur) mich, sondern auch, sondern vor allem . . . einen Soundso.«

Die Mühelosigkeit dieser analytischen Pirouette (Sie lieben nicht mich, sondern X), die mit mehr oder weniger Geschick, Brutalität oder verführerischer Selbstgefälligkeit ausgeführt wird, nutzt sicherlich die Perversion des Analytikers aus. Die Perversion als Sockel und Antrieb der Erregbarkeit findet in der Praxis

der Analyse ihr ewiges Leben, das weder eine Banalisierung ist («wir sind alle pervers») noch ein Ausagieren (obwohl das in Wirklichkeit nicht fehlen darf), und natürlich auch keine Verdrängung («von Ihrer, unserer Erregbarkeit will ich nichts wissen»); tiefreichender läßt sich vielleicht von ihr aus, vorausgesetzt, man weiß es, das realisieren, worin Freud eines der grundlegendsten Ziele der Behandlung sah: nicht, wie ihm allzu leichtfertig vorgeworfen wurde, die Einhaltung der väterlichen Regel der Verbote, die das soziale Spiel festlegen; sondern, worauf er seit seinen ersten neurologischen Arbeiten abzielte, die Klärung der Grenzen wenn schon nicht der Realität, so doch zumindest negativ des Phantasmas und der Halluzination. Die Übertragungsliebe mitsamt und vor allem in ihrer extrem zugespitzten Form des Ausagierens tritt auf der Couch auf, damit ein Subjekt mit dem Skalpell seines Sprechens das Reich seiner Möglichkeiten abstecken kann. Was nichts anderes heißt als: die Vorstellungstypen, zu denen dieses Subjekt fähig ist, entsprechend – in symbolische, imaginäre und reale – zu ordnen. Indem der Analysand sie dank der vielfältigen Beziehungen, die er zu seinem Analytiker unterhält, unterscheidet, könnte er versuchen, *seine eigene* Realität zu rekonstruieren.

Die Frage bleibt bestehen: Wodurch wird es einer x-beliebigen, zwangsläufig hysterisch-paranoiden Patientin möglich, sich vom *Realen* aufsaugen zu lassen, die Ressourcen ihres *Imaginären* abbröckeln zu sehen, bis der Affekt sie verschlingt, und also das *Symbolische* außer Kraft zu setzen? Liegt es nur an ihrer eigenen Struktur, einem unausweichlichen Schicksal? Oder enthüllt sie vielmehr die Unfähigkeit ihres Analytikers, auf den drei Ebenen – dem Realen, dem Symbolischen und dem Imaginären – zu operieren? Bedingt die Tendenz des Analytikers, jede Rede des Patienten mit dem kindlichen Erleben zu vernabeln, etwa nicht, daß sich der Analytiker als erster im Netz dieser imaginären biographischen Rekonstruktion verfängt, in die der reale Affekt einströmt? Entspringt die Induktion eines Ausagierens der Verliebtheit nicht auch einer umgekehrten analytischen Haltung, die darin besteht, nur als reales Verbot, Schweigen und Überich aufzutreten und dadurch die Leidenschaft der ihrem paranoiden Vater allzu treuen Tochter zu entfachen? Die Figuren lassen sich variieren. Aber ich würde wetten, daß der- oder diejenige, in die *man* sich in der Analyse tatsächlich verliebt, jemand ist, der sich zu wichtig nimmt. Der sich nicht auf das Spiel einläßt, das den – taktvollen

(von »tangere, berühren« – mit Distanzen umgehen können; ja, das Rätsel bleibt offen . . .) – Wechsel der Rollen und Ebenen bedingt. In *einer* Position verschanzt, wird ein solcher Analytiker lokalisierbar, erfassbar und beanspruchbar. Er bietet sich an, sich besetzen zu lassen wie eine archaische Mutter unter einem ebenso liebenden wie todbringenden Druck; wie ein perverser oder auch nur strenger Vater, der von der hysterischen Erregbarkeit ein Bild nach seinen Ansprüchen verlangt, ein exaltes, phallisches, verliebtes . . . In allen diesen Situationen scheint der Analytiker einem Bedürfnis nachgegeben zu haben. Deshalb, weil er oder sie im Analysanden als erste ein Bedürfnisobjekt gesehen haben: ein Kind, einen Elternteil, eine(n) erneut zu liebende(n) Geliebte(n)?

Allerdings läßt sich zwischen Spiel und Ernst nicht trennen. Denn was könnte ich von meinen Patienten verstehen, was könnte ich ihnen sagen, wenn ich sie nicht wirklich liebte? Die Gegenübertragungsliebe ist meine Fähigkeit, mich in ihre Lage zu versetzen: zu schauen, zu träumen und zu leiden, als wäre ich sie, als wäre ich er. Flüchtige Momente der Identifizierung. Provisorische und dennoch tatsächlich eintretende Verschmelzungen. Fruchtbare Funken gegenseitigen Verstehens, vorausgesetzt, ich nehme Abstand. Sie hinterlassen bei mir kein Gefühl der Hingabe, des Verzeihens, des Mitleids oder der Barmherzigkeit; vielmehr das Gefühl einer intensiven Verbundenheit, die im Traum die Erscheinung von jemandem auslöst, den man geliebt und gehaßt hat und von dem man – bei Tag – losgelöst ist, im Sinne jener prägnanten Losgelöstheit, die zwar noch lieben, aber nie wieder hassen läßt. Eine großzügige Liebe: ein wenig überholt, aber niemals vergangen. Immer noch erfüllt von Regression und etwas Distanz.

Mitunter ist mir aufgefallen, daß, wenn mir ein Analysand oder eine Analysandin ihre Liebe erklären und so tun, als vergäßen sie die Künstlichkeit des analytischen Vertrags, der oder die Betreffende sich als homosexuell bezeichnen. Ich sage, sie »tun als ob«, denn mir schien immer, daß ihr Beharren auf einem »realen« Liebesanspruch eine vorweggenommene Trauer enthielt und vielleicht auch das Begehren, mit diesem feinen Rand zu spielen, wo das »Wahre« derart in das »Tun als ob« umschlägt, daß die intensive Wahrheit, wie in einer barocken Messe, nicht mehr zwischen ihnen unterscheidet. Warum Homosexuelle? Haben sie etwa eine Beklommenheit meinerseits angesichts ihrer Beklommenheit erra-

ten: gegenüber einer fesselnden Mutter, der frühen vereinnehmenden, verlassenen oder dauerhaft verbliebenen, aber immer hintergründig faszinierenden Geliebten? Errichten sie an meiner Stelle anstatt eines Liebesobjektes meine eigene, frühzeitig verlorene Liebe? Vermutlich. Überdies mit der Fähigkeit – Schwäche oder List? – derjenigen, die das gleiche Geschlecht lieben, einen Phallus sogar an der Stelle der Kastration aufzurichten, am eigentlichen Ort der phallischen Macht in einem Loch unterzugehen, Imaginäres zu sehen, wo Symbolisches ist, und überall das Reale anzustreben . . . Ohne sich dabei jedoch etwas vormachen zu lassen.

Ihren Liebesworten glaube ich. Wenn meine Antwort auch nicht immer Schweigen ist, so wissen sie doch, daß ich von der Ambiguität, die sie mir bieten, ebenso berührt wie entfernt bin. Daß ich sie ebenso wahr wie absurd finde. »Ich liebe dich, ich dich auch nicht.« Nur die aufmerksamen Zuhörer erlauben uns, das Heil nur von uns selbst zu erwarten.

Das Sartresche Absurde verheerte die Welt des Denkens nicht weniger durch das Bersten der Bomben im Zweiten Weltkrieg als durch die sexuelle Explosion. Man hat nicht genügend darauf hingewiesen, daß das Schweigen, mit dem der Analytiker das verliebte Sprechen, jedes definitiv verliebte Sprechen, aufnimmt, dem Zuhörer die Absurdität seines Begehrens offenbart. Dessen Unsinnigkeit. Die Übertragungsliebe wie auch die Gegenübertragungsliebe ist jedoch aus einem wiedererstandenen, wiederaufgegriffenen, wieder ins Spiel gebrachten Absurden gewebt. Heißt das, daß der Analytiker »seine Libido überwunden hat«, wie Freud seltsamerweise an Jung schreibt und dabei natürlich ironisch und hypothetisch einen fernen, künftigen Moment ins Auge faßt: »Wenn ich meine Libido (im gewöhnlichen Sinne) ganz überwunden haben werde, mache ich mich an ein ›Liebesleben der Menschen‹« (Brief an Jung vom 19. September 1907)?

Die Analyse ist nicht das vermeintlich distanzierte, beruhigte Schreiben eines Buchs über das Liebesleben der Menschen: Sie ist ein integraler Bestandteil davon. Freud wird dieses Buch denn auch nie schreiben. Es sei denn, man hält sein gesamtes Werk für ein »Liebesleben der Menschen«, wie es einem Verliebten jenseits des Absurden erscheint, einem skeptischen Don Juan, einem hell-sichtigen Narziß, der nicht aufhört, seine Libido durch ein explosiv schweigendes Sprechen nicht zu überwinden.

Aus der Feder eines Analytikers wird man also kein Liebesleben